

„Ich stehe für ihn, wie für mich, Graf.“

„Gut! mehr brauche ich nicht. Morgen früh um sieben Uhr bei mir, nicht wahr?“

„Wir werden uns einfinden.“

„Stille! der Vorhang geht auf, hören wir. Ich pflege keine Note von dieser Oper zu verlieren; denn die Musik von Wilhelm Tell ist so wunderbar schön!“

Fünfzehntes Kapitel.

Die Nacht.

Herr von Monte Christo wartete seiner Gewohnheit gemäß, bis Duprez sein berühmtes: „Suivez moi!“ gesungen hatte, und dann erst stand er auf, um sich zu entfernen.

An der Thüre verließ ihn Morrel, nachdem er ihm sein Versprechen erneuert, er werde den andern Morgen Punkt sieben Uhr bei ihm sein.

Hierauf stieg er in sein Coupé, stets ruhig und lächelnd.

Fünf Minuten nachher war er zu Hause.

Nur hätte man den Grafen nicht kennen müssen, um sich in dem Ausdrucke zu täuschen, mit welchem er zurückkehrend zu Ali sagte:

„Ali, meine Pistolen mit dem elfenbeinernen Schafte.“

Ali brachte das Kästchen seinem Herrn, und dieser untersuchte die Waffen mit einer für einen Mann, der

sein Leben ein wenig Pulver und Blei anvertraut, sehr natürlichen Sorgfalt.

Es waren die besondern Pistolen, welche der Graf sich hatte machen lassen, um in seinen Zimmern auf die Scheibe zu schießen. Ein Kapselchen genügte, um die Kugel hinauszutreiben, und in dem Nebenzimmer hätte man nicht vermuthen können, daß der Graf, wie die Pistolenschützen zu sagen pflegen, damit beschäftigt war, seine Hand zu unterhalten.

Er war eben im Begriff, die Waffe in die Hand zu fassen und den Zielpunkt auf einem kleinen Plättchen von Eisenblech, das ihm als Scheibe diente, zu suchen, als die Thüre seines Cabinetes sich öffnete und Baptistin eintrat.

Doch ehe dieser ein Wort gesprochen, erblickte der Graf durch die offengebliebene Thüre eine verschleierte Frau, welche Baptistin gefolgt war und im Halbschatten des anstoßenden Zimmers stand.

Sie gewährte den Grafen, eine Pistole in der Hand, sie sah zwei Degen auf dem Tische und stürzte herein.

Baptistin befragte seinen Herrn mit dem Blicke.

Der Graf machte ein Zeichen, Baptistin entfernte sich und schloß die Thüre wieder hinter sich.

„Wer sind Sie, Madame?“ fragte der Graf die verschleierte Frau.

Die Unbekannte schaute umher, um sich zu versichern, daß sie allein war, verneigte sich, als wollte sie niederknien, faltete die Hände und rief mit einem Tone der Verzweiflung:

„Edmond! Sie werden meinen Sohn nicht tödten!“

Der Graf machte einen Schritt rückwärts, stieß einen schwachen Schrei aus, ließ seine Waffe fallen und erwiderte:

„Welchen Namen haben Sie da ausgesprochen, Frau von Morcerf?“

„Den Ihrigen!“ rief sie, ihren Schleier zurück-

schlagend, „den Ihrigen, den ich vielleicht allein nicht vergessen habe. Edmond, nicht Frau von Morcerf kommt zu Ihnen, sondern Mercedes.“

„Mercedes ist todt, Madame,“ sprach Monte Christo, „und ich kenne Niemand dieses Namens mehr.“

„Mercedes lebt, mein Herr, und Mercedes erinnert sich, denn sie allein hat Sie erkannt, als sie Ihr Antlitz erblickte, und sogar ohne Sie zu sehen, Edmond, schon bei dem Tone Ihrer Stimme, und seit dieser Zeit folgt sie Ihnen Schritt für Schritt, sie überwacht Sie, sie fürchtet Sie, und sie hatte nicht nöthig, die Hand zu suchen, von der der Schlag ausging, der Herrn von Morcerf niederwarf.“

„Fernand wollen Sie sagen, Madame,“ versetzte Monte Christo mit bitterer Ironie; „da wir gerade im Zuge sind, uns der Namen zu erinnern, so wollen wir uns aller erinnern.“

Monte Christo sprach den Namen Fernand mit einem solchen Tone des Hasses aus, daß Mercedes fühlte, wie ein Schauer des Schreckens ihren ganzen Leib durchlief.

„Sehen Sie, Edmond, daß ich mich nicht getäuscht habe,“ rief Mercedes, „und daß ich Recht hatte, Ihnen zu sagen: Schonen Sie meinen Sohn!“

„Und wer sagte Ihnen, Madame, daß ich gegen Ihren Sohn aufgebracht bin?“

„Mein Gott! Niemand; aber eine Mutter ist mit dem doppelten Gesichte begabt. Ich habe Alles errathen, ich bin ihm diesen Abend in die Oper gefolgt, und habe, in einer Loge verborgen, Alles gesehen.“

„Wenn Sie Alles gesehen haben, Madame, so haben Sie auch gesehen, daß mich der Sohn von Fernand öffentlich beleidigte,“ sprach Monte Christo mit furchtbarer Ruhe.

„Oh, Mitleid!“

„Sie haben gesehen, daß er mir den Handschuh in das Gesicht geworfen hätte, wäre er nicht durch

einen meiner Freunde, Herrn Morrel, am Arme zurückgehalten worden.“

„Hören Sie. Mein Sohn hat Sie auch errathen; er schreibt Ihnen die Unglücksfälle zu, die seinen Vater treffen.“

„Madame, Sie verwechseln die Sache: es sind nicht Unglücksfälle, es ist eine Strafe. Nicht ich bin es, der Herrn von Morcerf schlägt, es ist die Vorsehung, die ihn bestraft.“

„Und warum treten Sie an die Stelle der Vorsehung?“ rief Mercedes. „Warum erinnern Sie sich, wenn sie vergiftet? Was ist Ihnen, Edmond, an Jannina und seinem Wessir gelegen? Welches Unrecht hat Ihnen Fernand Mondego dadurch zugefügt, daß er Ali Tependelini verrathen?“

„Dies Alles ist auch nur eine Angelegenheit zwischen dem fränkischen Kapitän und der Tochter von Wasliski. Sie haben Recht, das geht mich nichts an, und wenn ich geschworen habe, mich zu rächen, so ist es weder an dem fränkischen Kapitän, noch an dem Grafen von Morcerf, sondern an dem Fischer Fernand, dem Gatten der Catalonierin Mercedes.“

„Ah! mein Herr,“ rief die Gräfin, „welch eine furchtbare Rache für einen Fehler, den das Mißgeschick mich begehen ließ! Denn die Schuldige bin ich, Edmond, und wenn Sie sich an Jemand zu rächen haben, so ist es an mir, weil es mir an Kraft gebrach, gegen Ihre Abwesenheit und meine Vereinzlung zu kämpfen.“

„Doch warum war ich abwesend, warum waren Sie vereinzelt?“ rief Monte Christo.

„Weil man Sie verhaftete, Edmond, weil Sie im Gefängniß saßen.“

„Und warum wurde ich verhaftet, warum saß ich im Gefängniß?“

„Ich weiß es nicht,“ sprach Mercedes.

„Ja, Sie wissen es nicht, Madame, wenigstens hoffe ich dies. Nun, ich will es Ihnen sagen. Ich

wurde verhaftet, ich war Gefangener, weil unter der Laube der Reserve, am Vorabend des Tages, an dem ich Sie heirathen sollte, ein Mensch Namens Danglars einen Brief geschrieben hatte, den der Fischer Fernand selbst auf die Post zu bringen übernahm."

Monte Christo ging an einen Secretär, ließ eine Schublade springen, aus der er ein Papier nahm, das seine ursprüngliche Farbe verloren hatte, und dessen Tinte rostgelb geworden war, und legte dieses Papier Mercedes vor Augen.

Es war der Brief von Danglars an den Staatsanwalt, den der Graf von Monte Christo an dem Tage, wo er Herrn Boville, als Mandatar des Hauses Thomson und French verkleidet, die zweimal hundert tausend Franken bezahlte, aus dem Fascikel Edmond Dantes genommen hatte.

Mercedes las voll Schrecken folgende Zeilen:

"Der Herr Staatsanwalt wird von einem Freunde der Religion und des Thrones benachrichtigt, daß Edmond Dantes, Second des Schiffes der Pharaon, diesen Morgen von Smyrna angelangt, nachdem er Neapel und Porto Ferajo berührt hat, von Murat mit einem Briefe für den Usurpator und von dem Usurpator mit einem Briefe für das bonapartistische Comité in Paris beauftragt worden ist.

"Den Beweis dieses Verbrechens wird man bekommen, wenn man ihn verhaftet, denn man findet diesen Brief entweder bei ihm, oder bei seinem Vater, oder in seiner Cajüte an Bord des Pharaon."

"Oh! mein Gott," rief Mercedes, mit der Hand über ihre von Schweiß befeuchtete Stirne fahrend; „dieser Brief . . ."

"Ich habe ihn um zweimal hundert tausend Franken gekauft, Madame," sagte Monte Christo, „und das war noch wohlfeil, da er mir heute gestattet, mich in Ihren Augen von jeder Schuld freizusprechen."

"Und der Erfolg dieses Briefes?"

„Sie wissen, Madame, war meine Verhaftung; doch Sie wissen nicht, wie lange diese Haft gedauert hat; Sie wissen nicht, daß ich vierzehn Jahre, eine Viertelstunde von Ihnen, in einem Kerker des Castell If geblieben bin. Sie wissen nicht, daß ich jeden Tag in diesen vierzehn Jahren das Gelübde der Rache erneuert habe, das ich am ersten Tage aussprach, und es war mir noch nicht einmal bekannt, daß Sie Fernand, meinen Denuncianten, geheirathet, und daß mein Vater gestorben, vor Hunger gestorben!“

„Gerechter Gott!“ rief Mercedes wankend.

„Aber ich habe dies erfahren, als ich das Gefängniß vierzehn Jahre, nachdem man mich in dasselbe geworfen, wieder verließ, und darum habe ich auf die lebendige Mercedes und auf meinen todten Vater geschworen, mich an Fernand zu rächen, und ich räche mich.“

„Und Sie wissen gewiß, daß der unglückliche Fernand dies gethan hat?“

„Bei meiner Seele, Madame, und er hat es gethan, wie ich es Ihnen sage; übrigens ist das nicht schlechter, als wenn man Franzose durch Adoption zu den Engländern übergegangen ist, Spanier von Geburt gegen die Spanier gekämpft, und im Solde von Ali Ali verrathen und ermordet hat. Was war solchen Dingen gegenüber der Brief, den Sie gelesen? Eine galante Mystification, welche die Frau, die diesen Menschen geheirathet, ich gestehe und begreife dies, verzeihen muß, die aber der Geliebte, der sie heirathen sollte, nicht vergift. Wohl! die Franzosen haben sich nicht an dem Verräther gerächt, die Spanier haben den Verräther nicht erschossen, in seinem Grabe liegend, hat Ali den Verräther unbestraft gelassen; doch ich, verrathen, ermordet, ebenfalls in ein Grab geworfen, bin aus diesem Grabe durch die Gnade Gottes hervorgegangen, und bin es Gott schuldig, daß ich mich räche;

er schickt mich zu diesem Behufe hierher, und hier bin ich."

Die arme Frau ließ ihren Kopf und ihre Hände sinken! ihre Beine bogen sich unter ihr, und sie fiel auf die Kniee.

"Verzeihen Sie mir, Edmond," sprach sie, "verzeihen Sie, meinetwegen, denn ich liebe Sie noch; die Würde der Gattin hielt den Ausstrom der Liebenden und der Mutter zurück."

Ihre Stirne neigte sich, daß sie beinahe den Boden berührte.

Der Graf eilte auf sie zu und hob sie auf.

Auf einem Stuhle sitzend, konnte sie nun durch ihre Thränen das männliche Gesicht von Monte Christo betrachten, auf welchem sich durch den Schmerz und den Haß abermals ein drohender Charakter ausprägte.

"Daß ich das verfluchte Geschlecht nicht niederträte!" murmelte er, "daß ich Gott ungehorsam werde, der mich zu seiner Bestrafung wiedererweckt hat! unmöglich, Madame, unmöglich!"

"Edmond," sprach die arme Mutter, alle Mittel versuchend; "mein Gott! wenn ich Sie Edmond nenne, warum nennen Sie mich nicht Mercedes?"

"Mercedes!" wiederholte Monte Christo, "Mercedes! ja wohl! Sie haben Recht, es ist noch süß für mich, diesen Namen auszusprechen, und zum ersten Male seit langer Zeit klingt er so klar von meinen Lippen. Oh! Mercedes, ich habe Ihren Namen mit den Seufzern der Schwermuth, mit dem Stöhnen des Schmerzes, mit dem Röcheln der Verzweiflung ausgesprochen; ich habe ihn ausgesprochen durch die Kälte zu Eis erstarrt, auf dem Stroh meines Kerkers gekauert; ich habe ihn ausgesprochen, verzehrt von der Hitze, mich auf den Platten meines Gefängnisses wälzend. Mercedes, ich muß mich rächen, denn vierzehn Jahre lang habe ich gelitten, vierzehn Jahre lang habe ich geweint, gestuchelt, nun muß ich mich rächen, Mercedes!"

Und zitternd, er könnte den Bitten derjenigen nachgeben, welche er so sehr geliebt, rief der Graf seinem Haffe seine Erinnerung zu Hülfe.

„Rächen Sie sich, Edmond,“ rief die arme Mutter, „aber rächen Sie sich an den Schuldigen, rächen Sie sich an mir, rächen Sie sich nicht an meinem Sohne!“

„Es steht geschrieben in dem heiligen Buche,“ antwortete Monte Christo: „Die Sünden der Eltern sollen auf ihre Kinder zurückfallen bis in das dritte und vierte Geschlecht.“ Da Gott diese seine eigenen Worte seinem Propheten dictirt hat, warum sollte ich besser sein als Gott?“

„Weil Gott die Zeit und die Ewigkeit hat, diese zwei Dinge, welche den Menschen entgehen.“

Monte Christo stieß einen Seufzer aus, der einem Stöhnen gleich, und faßte mit vollen Händen seine schönen Haare.

„Edmond,“ fuhr Mercedes, die Arme gegen den Grafen ausstreckend, fort, „seitdem ich Sie kenne, habe ich Ihren Namen angebetet, Ihr Andenken geehrt; Edmond, mein Freund, zwingen Sie mich nicht, dieses edle Bild zu trüben, das unablässig in dem Spiegel meines Herzens wiederstrahlte, Edmond, wenn Sie alle Gebete kennen würden, die ich für Sie an Gott richtete, so lange ich hoffte, Sie wären noch am Leben, und seitdem ich Sie für todt hielt! Ja für todt, denn ich glaubte, Ihr Leichnam wäre in der Tiefe irgend eines düstern Thurmes vergraben; ich glaubte, man hätte Ihren Körper in einen von den Abgründen gestürzt, in welchen die Kerkerknechte die todtten Gefangenen zu schleudern pflegen, und ich weinte! Was vermochte ich für Sie, Edmond, wenn nicht zu beten und weinen? Hören Sie mich: zehn Jahre hinter einander habe ich jede Nacht denselben Traum gehabt. Man sagte, Sie hätten fliehen wollen, Sie hätten die Stelle eines Gefangenen eingenommen, wären in das Leichentuch des Todten geschlüpft, und sodann, ein lebendiger Leichnam,

von dem Castell If herab in das Meer geschleudert worden; der Schrei, den Sie, auf den Felsen zerschellend, ausgestoßen, hätte allein die Verwechslung Ihren Todtengräbern enthüllt, welche Ihre Henker geworden. Wohl! Edmond, ich schwöre Ihnen bei dem Haupte des Sohnes, für welchen ich zu Ihnen flehe, Edmond, zehn Jahre lang sah ich jede Nacht Menschen, welche etwas Ungestaltetes, Unbekanntes oben auf einem Felsen schaukelten; zehn Jahre lang hörte ich einen furchtbaren Schrei, der mich schauernd und in Eis verwandelt erweckte. Und auch ich, Edmond, oh! glauben Sie mir, auch ich, so sehr ich schuldig war, habe viel gelitten.“

„Haben Sie gefühlt, wie Ihr Vater während Ihrer Abreise gestorben?“ rief Monte Christo, seine Hände in seine Haare tauchend, „haben Sie die Frau, welche Sie liebten, die Hand dem Nebenbuhler reichen sehen, während Sie in der Tiefe des Abgrundes röchelten?“

„Nein,“ unterbrach ihn Mercedes; „doch ich habe denjenigen, welchen ich liebte, bereit gesehen, der Mörder meines Sohnes zu werden!“

Mercedes sprach diese Worte mit einem so mächtigen Schmerz, mit einem so verzweiflungsvollen Ausdruck, daß bei diesen Worten und bei diesem Ausdruck ein Schluchzen den Schlund des Grafen zerriß.

Der Löwe war bezähmt; der Rächer war besiegt.

„Was verlangen Sie von mir?“ sagte er; „daß Ihr Sohn lebe? Wohl! er wird leben! . . .“

Mercedes stieß einen Schrei aus, der zwei Thränen unter den Augenlidern von Monte Christo hervorspringen machte, doch diese zwei Thränen verschwanden auf der Stelle wieder, denn ohne Zweifel hatte Gott einen Engel geschickt, um sie zu sammeln, da sie viel kostbarer waren in den Augen des Herrn, als die kostbarsten Perlen von Suzurate und Ophir.

„Oh!“ rief sie, die Hand des Grafen ergreifend und an ihre Lippen drückend, „oh! Dank, Dank, Edmond!“

Nun bist Du so, wie ich Dich immer geträumt, wie ich Dich geliebt habe. Oh! nun kann ich es Dir sagen."

"Um so eher," erwiderte Monte Christo, "als der arme Edmond nicht mehr viel Zeit haben wird, von Ihnen geliebt zu werden. Der Tod kehrt in das Grab, das Gespenst kehrt in die Nacht zurück."

"Was sagen Sie, Edmond?"

"Ich sage, da Sie es befehlen, Mercedes, so muß ich sterben."

"Sterben! Und wer sagt dies? Wer spricht von Sterben? Woher kommen Ihnen diese Todesgedanken?"

"Sie können nicht annehmen, daß ich, öffentlich beleidigt, im Angesicht eines ganzen Saales, in Gegenwart Ihrer Freunde und der Freunde Ihres Sohnes, herausgefordert durch ein Kind, das sich mit meiner Verzeihung wie mit einem Siege brüsten wird; Sie können nicht annehmen, sage ich, daß ich einen Augenblick den Wunsch habe, zu leben. Was ich nach Ihnen am meisten auf der Welt geliebt, Mercedes, das bin ich, das heißt meine Würde, das heißt diese Kraft, durch welche ich über andere Menschen erhaben war; diese Kraft war mein Leben: Sie brechen sie, und ich sterbe."

"Doch der Zweikampf wird nicht stattfinden, Edmond, da Sie verzeihen."

"Er wird stattfinden, Madame," sprach feierlich Monte Christo; "nur wird statt des Blutes Ihres Sohnes, welches die Erde tränken sollte, das meinige fließen."

Mercedes stieß einen gewaltigen Schrei aus und stürzte auf Monte Christo zu, doch plötzlich hielt sie an und sprach:

"Edmond, es ist ein Gott über uns, da Sie leben, da ich Sie wiedergesehen, und ich baue auf ihn aus der Tiefe meines Herzens. Seine Unterstützung erwartend, verlasse ich mich auf Ihr Wort. Sie haben

gesagt, mein Sohn würde leben; nicht wahr, er wird leben?"

„Ja, Madame, er wird leben,“ sprach Monte Christo, erstaunt, daß Mercedes ohne einen andern Ausruf, ohne ein anderes Zeichen der Verwunderung, das heldenmüthige Opfer, das er ihr brachte, angenommen hatte.

Mercedes reichte dem Grafen die Hand und sprach, während ihre Augen sich bei dem Anblick desjenigen, an welchen sie das Wort richtete, mit Thränen befeuchteten:

„Edmond, wie schön ist es von Ihrer Seite, wie groß ist das, was Sie so eben gethan, wie erhaben ist es, mit einer Frau Mitleid zu haben, welche mit allen ihren Hoffnungen entgegenstehenden Wahrscheinlichkeiten vor Sie trat! Ach! ich bin mehr durch den Kummer, als durch die Jahre alt geworden, und ich kann meinen Edmond nicht einmal mehr durch ein Lächeln, durch einen Blick an jene Mercedes erinnern, in deren Anschauung er so viele Stunden hinbrachte. Oh! glauben Sie mir, Edmond, ich habe Ihnen gesagt, daß auch ich gelitten; ich wiederhole Ihnen, es ist sehr traurig, sein Leben hingehen zu sehen, ohne sich einer einzigen Freude zu erinnern, ohne eine einzige Hoffnung zu bewahren; doch dies beweist, daß noch nicht Alles auf der Erde beendigt ist. Nein! es ist noch nicht Alles beendigt, ich fühle es an dem, was mir noch im Herzen bleibt. Oh! ich wiederhole Ihnen, Edmond, es ist groß, es ist schön, es ist erhaben, zu verzeihen, wie Sie dies gethan haben!“

„Sie sagen dies, Mercedes, und was müßten Sie erst sagen, wenn Sie den Umfang des Opfers, das ich Ihnen bringe, kennen würden? Nehmen Sie an, der oberste Herr, nachdem er die Welt geschaffen, nachdem er das Chaos fruchtbar gemacht, sei bei dem Drittel der Schöpfung stille gestanden, um einem Engel die Thränen zu ersparen, welche unsere Verbrechen eines

Tags seinen unsterblichen Augen entfließen lassen sollten; nehmen Sie an, nachdem er Alles vorbereitet, Alles ausgesät, Alles angesponnen, habe Gott in dem Augenblick, wo er sein Werk zu bewundern im Begriff war, die Sonne ausgelöscht und mit dem Fuße die Welt in die ewige Nacht zurückgestoßen, dann haben Sie einen Begriff, oder vielmehr nein, nein, Sie können sich keinen Begriff von dem machen, was ich verliere, wenn ich jetzt das Leben verliere."

Mercedes schaute den Grafen mit einer Miene an, welche zugleich ihr Erstaunen, ihre Bewunderung und ihre Dankbarkeit ausdrückte.

Monte Christo stützte seine Stirne auf seine glühenden Hände, als ob diese Stirne nicht mehr allein das Gewicht seiner Gedanken zu tragen vermöchte.

"Edmond," sprach Mercedes, "ich habe Ihnen nur noch ein Wort zu sagen."

Der Graf lächelte bitter.

"Edmond," fuhr Mercedes fort, "Sie werden sehen, daß wenn meine Stirne erbleicht ist, wenn meine Augen erloschen sind, wenn meine Schönheit verloren ist, wenn Mercedes in ihren Gesichtszügen sich selbst nicht mehr gleicht, Sie werden sehen, daß es immer noch dasselbe Herz ist! Leben Sie wohl, Edmond; ich habe vom Himmel nichts mehr zu verlangen! . . . ich habe Sie wiedergesehen, und so groß und edel gesehen, als einst. Gott befohlen, Edmond . . . Gott befohlen und Dank!"

Doch der Graf antwortete nicht.

Mercedes öffnete die Thüre des Cabinets und war verschwunden, ehe er aus der tiefen, schmerzlichen Träumerei erwachte, in die ihn seine verlorene Rache versenkt hatte.

Es schlug ein Uhr im Invalidenhanse, als der Graf von Monte Christo bei dem Geräusch des Wagens, der über das Pflaster der Champs-Élysées rollend, Frau von Morcerf fortführte, den Kopf erhob.

„Ich Wahnsünniger,“ sagte er, „daß ich mir nicht an dem Tage, wo ich mich zu rächen beschloß, das Herz ausgerissen habe!“

Sechzehntes Kapitel.

Das Duell.

Nach dem Abgange von Mercedes versank bei Monte Christo Alles wieder in den Schatten. Um ihn her und in seinem Innern blieb sein Gedanke fest stehen; sein energischer Geist entschlummerte, wie es der Körper nach einer äußersten Anstrengung thut.

„Wie!“ sprach er zu sich selbst, während sich die Lampe und die Kerzen traurig verzehrten und die Diener ungeduldig im Vorzimmer warteten; „wie! das so langsam vorbereitete, mit so viel Mühe und so vielen Sorgen errichtete Gebäude ist mit einem einzigen Schlage, mit einem einzigen Worte, mit einem Hauche eingestürzt! Wie! dieses Ich, das ich für etwas hielt, dieses Ich, auf das ich so stolz war, dieses Ich, das ich in den Kerfern des Schlosses so klein gesehen und sodann so groß zu machen gewußt hatte, wird morgen ein wenig Staub sein! Ach! es ist nicht der Tod des Körpers, was ich beklage: diese Zerstörung des Lebensprincipes, ist sie nicht die Ruhe, auf die Alles abzielt, nach welcher jeder Unglückliche strebt, die Ruhe der Materie, nach der ich so lange seufzte, der ich auf dem schmerzhaften Wege des Hungers entgegen ging, als Faria in meinem Kerker erschien? Was ist der Tod für mich? Eine Stufe mehr in der Ruhe und zwei vielleicht